

**Zeitschrift:** Beiträge zur nordischen Philologie  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien  
**Band:** 23 (1994)

**Artikel:** Utopien von Freiheit : die Schweiz im Spiegel schwedischer Literatur  
**Autor:** Naumann, Karin  
**Kapitel:** 2.4: Griesgrämige Schlechtwetterstimmung : Christian Erik Fahlcrantz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-858271>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 26.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## 4. Griesgrämige Schlechtwetterstimmung: Christian Erik Fahlerantz

Etwa zur gleichen Zeit als Böttiger zum ersten Mal durch Europa reiste, befand sich ein anderer Schwede, Christian Erik Fahlerantz, auf dem Kontinent. Fahlerantz, der damals Professor für Religionsgeschichte in Uppsala war und später Bischof in Västerås wurde, galt als der witzigste und spirituellste Dichter seiner Zeit und war vor allem durch sein satirisches Epos *Noachs Ark* (1825–26; ‘Aus der Arche Noah’s’, 1853) berühmt geworden. Im Oktober 1835 überquerte er die Schweizer Grenze und traf im darauffolgenden Jahr mit seinem siebzehn Jahre jüngeren Dichterkollegen Böttiger zusammen, worauf die beiden Schweden einige Zeit gemeinsam in Rom und in Neapel verbrachten.

Fahlerantz scheint von Bayern her über den Bodensee via Konstanz in die Schweiz gekommen zu sein, wo er Schaffhausen, Bern, Freiburg, Vevey, Lausanne und Genf besuchte – die Chronologie seines Reisejournals ist durch die fiktive Briefform freilich etwas verworren, was allerdings auch daran liegen könnte, dass die Reiseerinnerungen erst dreissig Jahre später frei aus dem Gedächtnis vom Krankenbett des Fünfundsiebzigjährigen aus diktiert wurden. Die Schweizer Notizen sind im vierten Band von Fahlerantz’ gesammelten Schriften (1865) enthalten.

In Fahlerantz’ Reisebeschreibung findet man wenig von der romantischen Ver-zückung seiner Zeitgenossen. Er weist eine durchaus kritische Grundhaltung auf, und seine satirische Ader ist auf Schritt und Tritt bemerkbar. Zwar kommt es ihm so vor, als nehme die Schönheit der Landschaft immer stärker zu, je mehr er sich der Schweiz nähert, aber er warnt trotzdem vor allzu übertriebenen Erwartungen. Gleichzeitig fällt ihm jedoch, wie so manchem Schweden vor und nach ihm, die Ähnlichkeit mit seiner Heimat auf:

Wer sich der Schweiz nähert, hat grosse Ansprüche auf grosse Natur. Sieht er dann mässige Schönheit, denkt er: «Na ja, freilich», und hält Ausschau nach noch Besserem. So ungefähr war mir zumute während der restlichen Tagesfahrt. Es kam mir fast so vor, als ob ich zum ersten Male durch eine unserer Gegenden in Dalekarlien oder Bergslagen fahren würde. Natur, Bauten, Trachten waren von der gleichen Art – erstere wohl etwas üppiger, die beiden anderen wohl etwas schmucker, aber nicht so, wie ich mir von selbst die Sache vorgestellt hatte. Als dann endlich, unter der niedergehenden Sonne, der Bodensee hervorrann und dalag, nicht tief unter uns und folglich auch nicht mit scheinbar grosser Fläche, war er zwar schön mit seinen bestellten prächtigen Ufern rechter Hand und seinen Bergen linker Hand – auch wenn diese etwas weit entfernt vom Ufer waren – und mit seinem Lindau-Inselchen am nächsten; aber ein Gefühl vergleichbar mit dem, das z.B. die Aussicht von Bergsäng geben kann, vermochte der See nicht zu erwecken. «Es ist schon hübsch», befand ich, «aber nicht viel mehr.» (Samlade Skrifter, 4, S.90)

Nach dem Besuch der «engen und deutschgearteten Stadt» Schaffhausen begibt sich Fahlerantz mit seiner Reisebegleitung zum Rheinfall. Ein Grössenvergleich mit den schwedischen Wasserfällen bei Trollhättan fällt eher zum Nachteil des Rhein-

falls aus – eine Auffassung übrigens, die weitgehend mit der Björnstahls übereinstimmt. Über den Rheinfluss heisst es bei Fahlcrantz:

Ich kann nicht sagen, dass sein erster Anblick mich überraschte, höchstens dadurch, dass er meine Erwartungen *unterschritt*. Von seinen Dimensionen kann man sagen, dass er breiter und niedriger ist als der Wasserfall von Trollhättan, schmaler und höher als der von Elfkarleby. Aber die allerklarste Alaunfarbe des Wassers und die reiche Einrahmung von Landschaft und Bebauung verleiht dem Ganzen eine üppigere Schönheit. (Samlade Skrifter, 4, S.95)

Wenn nicht gerade die religiösen Verhältnisse, das schlechte Wetter oder eine unbequeme Kutsche dem Spott des Autors bissige Bemerkungen entlocken, kann aber auch er sich in enthusiastischen Naturbeschreibungen auslassen, so etwa in einer längeren Passage über das Panorama auf der Münsterterrasse in Bern – einen Ausblick, der vor ihm Nicander und nach ihm Fredrika Bremer zu begeisterten Gefühlsausbrüchen inspiriert hat:

Die himmlische Aussicht sollte mir das Schreiben verbieten, erstens, damit ich mir nicht anmasse, sie beschreiben zu wollen, zweitens, damit ich keinen Augenblick dieses Genusses verliere. Jedoch wird dieser Genuss gesteigert durch die Unterbrechung und durch das Aufblicken vom Papier. Jeder neue Anblick wird zu einem Blitz von Schönheit, welche der ununterbrochene Augenschein nicht vermitteln kann. Was ich beschreibe, soll kein Gemälde sein, sondern nur ein Spalier für die förderliche Pflanze der Einbildungskraft. Die Terrasse ist hoch wie ein Berg, jedoch elegant mit ihrem zum Fluss hin abfallenden, gleichmässigen grünen Wall, mit ihren gepflegt geschwungenen, breiten Aufgängen, mit ihren weiten Esplanaden hier oben, mit ihrer Bank unter den Kastanien. Der Aarefluss dort unten formt die Stadt zu einer langen Halbinsel mit so hohen Ufern, dass z.B. die Substruktionen des Münsters schon die Höhe des ganzen gotischen Turms besitzen, aber trotzdem liegen die Zinnen dieses Turms sowie die der übrigen Türme tief unter mir. Welch Reichtum dort drüben an Tälern und Höhen, an Hainen und Wasserläufen, aber so erst recht durch den herrlichen Hintergrund zu einem Elysium verklärt. Besitzt nicht ein mystischer Hintergrund die Zauberkraft, auch die kärglichste Landschaft in ein Gemälde zu verwandeln? Ein blauer Berghorizont macht ein Artois aus der uns nächstgelegenen Hütte mit ihrem bescheidenen Hain. Wie sollten dann nicht solch ein Vordergrund und solch eine Mittelpartie direkt vor einem solchen Hintergrund verklärt dastehen! Aarhorn, Schreckhorn, die Jungfrau, so heissen die Giganten des Alpenheers da drüben. Wenn, wie gerade soeben, ein anderes Heer – aus Wolken – das erstere angreift und einschliesst, aber die silberglänzenden Scheitel hoch aus dem Getümmel ragen, sieht es manchmal so aus, als ob die Wolkenheere *stehen* würden, während die Alpriesen ihre stolze Wanderung durch sie hindurch fortsetzen. (Samlade Skrifter, 4, S.92f.)

Die Stadt Bern, so geht aus den Reiseerinnerungen hervor, gefällt Fahlcrantz ansonsten weniger gut, denn er charakterisiert sie als «die eigenartige Stadt», kritisiert das Münster als allzu überladen gotisch und findet den Turm zu massiv. Dagegen weckt in ihm – wie bei Nicander – die Seeuferlandschaft zwischen Lausanne und Genf grösstes Gefallen, und die Städte Freiburg, Lausanne und «das freundliche Genf» sind alle nach seinem Geschmack.

Die Reisetexte von Fahlcrantz' Hand sind zwar flüssig geschrieben und teilweise recht unterhaltend, aber abgesehen von einigen malerischen Stadtimpressionen und Situationsbildern aus dem bäuerlichen Leben heben sie sich kaum durch besondere Originalität hervor.